

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 5

Artikel: Luzernische Landstädtchen : Willisau
Autor: Läderach, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

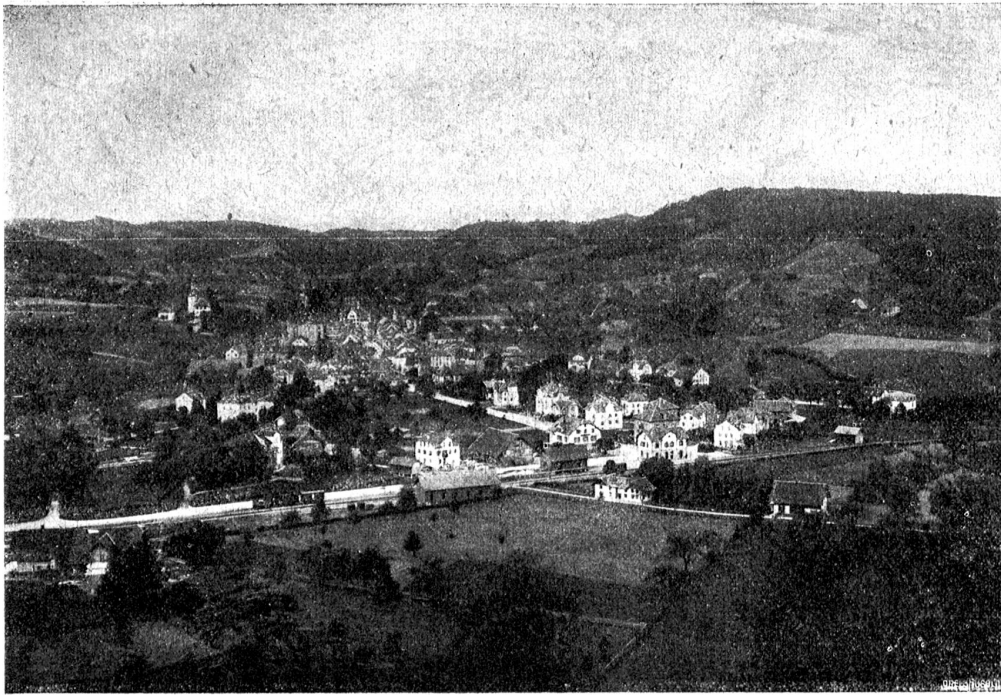
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Generalansicht von Willisau.

daß sein Opfer nicht vergebens war. Soll es doch vergebens gewesen sein, Viktor?"

„Du machst es mir schwer, Gregor, aber ich muß. Es liegt in mir. Und die Mutter Gottes hat mich vom Tode errettet. Und alles Irdische ist vergänglich.“

Da lief ein leises Lächeln über das Antlitz des Pfarrers, und er sagte:

„Du bist noch so jung, kennst du denn das Irdische schon?“ Damit zündete er eine Kerze an, nahm Viktor am Arm und führte ihn zur Kellertür. Er schloß auf, aber dahinter war noch eine Türe, mit Stroh ausgelegt. Dann erst kam die Treppe. Unten war eine dritte Türe. Dann standen sie in einem dunklen Keller. Die kleinen Läden waren alle geschlossen und in den Löchern steckte Stroh. Der Pfarrer stellte die Kerze hin und gab Viktor Zeit, sich umzuschauen. Der sah verwundert, daß er sich in einer kleinen Schmiede befand. Da stand ein Ambos und aller Schlags Werkzeug hing und lag herum. In einer Ecke war eine kleine Esse aufgebaut.

„Was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß ich von meinem Amt allein nicht leben kann. Was mein Geist schafft, genügt mir nicht. Ich habe Arme, die einen Hammer schwingen wollen. Ich habe einen breiten Rücken, der froh ist, müde zu werden vom Büden. Und allein zuoberst sitzt ein Bauernherz, das immer an den Boden denken muß, aus dem alles wächst. Das war meine schönste Zeit, als ich den Pflug erfand, den die Bauern immer noch so gern bei deinem Vater kaufen. Er sagt ihnen, er sei nach einem ausländischen Muster gearbeitet.“

„Und der ist von dir?“

„Ja, von mir. Aber denk darum nicht, daß ich ein schlechter Pfarrer sei. Ich glaube sogar, daß ich ein guter bin für Bauern, weil ich sie verstehe und weiß, daß sie so fest an der Erde kleben, daß ich nachsichtig sein muß mit

ihnen, wenn sie die himmlischen Dinge wenig bedenken, solange sie in der Kraft sind und in der Arbeit stehen, Tag um Tag, wie Soldaten in einer ewigen Schlacht. Ich zeige dir dies nur, damit du vielleicht einem Schicksal entgehst, das dir viel Leiden auferlegen wird und dich doch nie völlig erfüllt, denn du bist stark und groß und ein altes Bauernblut fließt in dir. Vielleicht merkst du das jetzt gerade noch nicht. Aber warte, bis du zwanzig bist. Ich möchte dich davor bewahren, ein Leben zu führen, das innerlich zerrissen ist, hin und her schwankend zwischen Wünschen, losgelöst von der Erde und vom Himmel nicht völlig gefangen.

Denn es könnte dir vielleicht die Kraft mangeln, die mich vor der Verzweiflung geschützt hat und mich nicht versimpeln ließ. Und bedenke eines: wenn du Pfarrer wirst, dann machst du deinen Vater unglücklich, und mich bringst du dazu, daß ich mein Opfer bereue. Aber ich sage dir das nicht, um dich von deinem Wege abzubringen. Ich sage dir das nur, damit du die ganze Schwere deiner Verantwortlichkeit fühlst und nicht leichtsinnig wählst. Sieh dich noch einmal um und präg dir alles ein. Aber sag niemand etwas davon. Nur meine alte Magd weiß es und dein Vater. Die Bauern würden es mir wohl übelnehmen und den Glauben an mich verlieren, wenn sie mich so menschlich fänden. Komm!“

(Fortsetzung folgt.)

Luzernische Landstädtchen: Willisau.

Von W. Läderach.

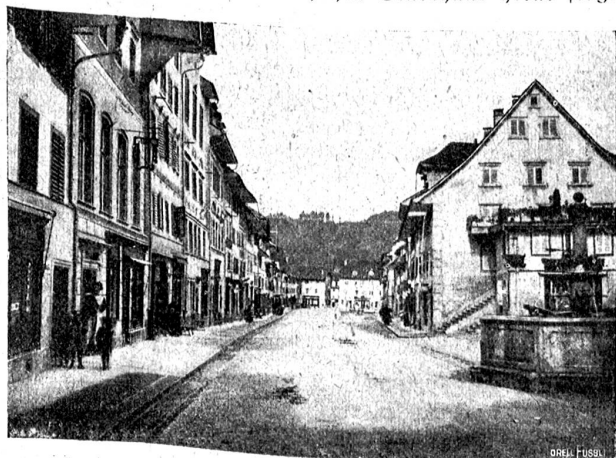
Es ging wieder einmal gegen Weihnachten und schneite eines Abends schön vor unserm Küchenfenster herunter auf das Vordach, wo die Tauben scherzten. Da sagte die Mutter: Jetzt machen wir Willisauerli und Milängli.

Die Willisauerli und Milängli gerieten an jenem Dezemberabend so vorzüglich in der warmen Küche, daß ich mich für den Herkunftsort des guten Weihnachtsgebäcks zu wundern anfing. Von der großen Backsteinstadt Mailand, nach der ja einst jeder dritte Berner die Hochzeitsreise machte, wußte die Mutter viel. Aber von Willisau!

Ja, nach Willisau geht man doch nicht. Es ist schon viel, wenn man weiß, daß Willisau ein Luzernerstädtlein ist und von Bern aus hinter dem Napf liegt. Aber unsere Köchin von Signau wußte noch mehr: „Zwei Brüder haben die Stadt gebaut, und als sie nach einem Namen dafür suchten, sagte der eine: Tauf du sie; wie du willst, so will es au; und darauf konnte die Stadt doch nur Willisau genannt werden.“

Nun, seit jenem Abend blieb mir Willisau ein schöner Ort, der irgendwo einen Dornröschenschlaf verträumt, sich auf der Landkarte nicht gern finden läßt und aus dessen vergessener Stille das gute Gebäck herkommt. Zu Weibnachten kam dann noch Anheifers altschweizerische Baukunst ins Haus, und darin fand sich ein Blatt mit der Pfarrkirche an der Stadtmauer von Willisau. Der behelmte Turm wächst hinter der Mauer über die Hausdächer hinauf, Dohlen umkreisen ihn, und der Dachspeier schaut gemütlich hinüber zur waldigen Höhe. Tief unten im Städtlein entqualmt einem Schornstein ein weißes Räuchlein und Kinder spielen vor der Mauer im Gras. Das Bild tat mir's an! Einmal mußt du nach Willisau! Das gab aber noch ein jahrelanges Warten. Denn in Bern dachte kein einziger meiner Lehrer dran, einmal den Schulausflug nach Willisau zu machen, und der Vater hatte für meinen Vorschlag, nach Willisau zu reisen, durchaus kein Verständnis. So kam's, daß ich fünfmal den Dom zu Mailand sah, bevor einmal die Dächer von Willisau, trotzdem die Willisauerli bedeutend besser sind als die Milängli.

Nun dauert heute die Eisenbahnfahrt nach Luzern oft gegen sechs Stunden, und angenehmer ist's schon, wenn man das nicht aufs mal absetzen muß. Drum ließ ich an einem schönen Aprilmorgen den Zug in Wolhusen allein weiter und wanderte mit meinem Bruder Willisau zu. Am dunkelgrünen Tutenseelein ging's vorbei zum schönen Dorf Menznau, wo sicher im nächsten Herbst reichlich Birnenschnitze gedörret werden. Dann aber wurde der Weg langweilig. In schnurgeraden, staubigen Strecken zog er sich durch ein einförmiges, leeres Tal. Ist das wohl nur der Anfang einer noch größeren Enttäuschung? Denn schon oft hatte ich mir einen fremden Ort recht wunderschön gedacht und ein trauriges Nest gefunden. Geht's heute auch so? Nun, noch einige Schritte, dort um die Straßenbiegung, dann muß es sich zeigen: und hervor kommt ein kleines Dörflein mit einer langweiligen Kirche, der man den schlechten Predigtbesuch auf zwei Stunden weit ansieht. Das kann doch nicht Willisau sein! Da öffnet sich links ein enges Tal und das alte Städtlein mit „Türmen, Linden, Burg und Tor, mit Rathhaus, Markt und Kirchenschor“ schaute hervor. Und hatte ich vorher jahrelang von einem verzauberten Dornröschenschädtchen geträumt, jetzt endlich wanderte ich drein hinein, durch die Lücke beim untern Tor in die besonnte saubere Hauptgasse. Ein großer Brunnen plätscherte und die weißen Hausmauern strahlten, daß alles hundertmal farbiger leuchtete als draußen. Kein Mensch zeigte sich; es war Eisenszeit. Vom hohen Stadthaus herab flogen



Hauptgasse in Willisau.

ein paar Tauben hinüber vor den alten Läden, wo auf altertümlichem Schild geschrieben steht, daß hier die allein echten Willisauerringlein gemacht werden, während gleich

daneben die böse Konkurrenz ihre nicht minder verlockende Ware ausstellte. Wir wanderten stadtaufwärts zum obern Tor, das breit und ruhig mit seinen wappenhütenden Löwen



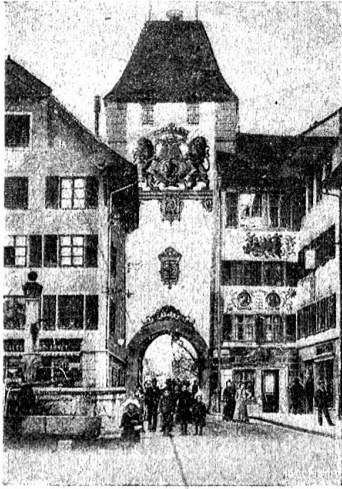
Willisau: Kirche mit Ringmauern.

die Gasse abschließt. Wir suchten ein Gasthaus und wußten nicht wo eintreten, denn Hirsch, Adler und Bär und einige andere sahen gleich einladend aus. Da schickte uns der Uhrmacher beim obern Tor, der mit Frau und Kaze vor seinem Laden an der Sonne saß, in den Schlüssel, und bei einem altmodisch reichlichen Mahl haben wir es nicht bereut, dort hingegangen zu sein, denn in Willisau ist man noch „wie vor dem Krieg“.

Dann kamen wir zum obern Tor hinaus vor die Kapelle zum heiligen Blut, „welche den Namen haben solle von einer auf diesem Platz anno 1392 vorgegangen seyn sollenden Begebenheit, da einer von drey Spielern wegen erlittenen Verlusts, unter andern Gotteslästerlichen Reden, auch seinen Dolchen in Christi Seithen zu werffen ausgebrochen und selbigen in den Luft geworffen und darauff fünf Blutstropfen auf dem Spieltisch sich gezeigt, der Thäter von bösen Geistern weggenommen und die andern beyde dieselere Tropfen nicht abwaschen, noch sonst wegbringen mögen, einer den andern erstochen, und der übrige elendiglich um das Leben kommen. Auch auf desse Erfahrung der Leutprieester in Begleit geist- und weltlicher Personen dieselere Tropfen aus dem Tisch mit einem scharpfen Messer ausgehauen und in die Pfarrkirch zu Willisau gebracht haben solle“. Drei von den Tropfen wurden dann nach Bayern, einer nach dem Elsaß und einer nach Bern verkauft. Einer wurde um 100 rh. Gulden zurückgekauft und noch im 18. Jahrhundert in Willisau gezeigt.“)

Von diesen Tropfen findet sich natürlich heute nichts mehr! Aber links von der Heiligblutkapelle findet sich, wenn man die Anhöhe ansteigt, bald einmal die prächtige Stelle an der Stadtmauer mit der Kirche und den großen Schermdächern und gedeckten Lauben. Noch weiter oben geht's durch ein anderes Tor wieder in die Stadt hinein, auf den Schloßberg zum Schloß, das, 1690—95 erbaut, heute Stadtschulhaus ist. Auf dem Rektoratszimmer finden gerade die Einschreibungen der neuen Lateinschüler statt, und die kleinen Jungen, die zur Schloßtüre heraustreten, sind selbstbewußter als in Bern die „Prögeler“ mit einer neuen Mühe. Zu den Rektoratsfenstern hinaus sieht man auf das große Kirchendach, auf die Gasse tief unten, auf Turm und Tor und die breiten Bauernhäuser am andern Talhang drüben, und hinter diesen Fenstern da kann der Lateinschulrektor wohl ein geruhigeres Leben führen als seine Kollegen in der Großstadt.

In der barocken Kirche übt der Organist. Spähen fliegen mit den mächtigen Tonwellen um die Wette im Kirchenschiff herum. Heilige sitzen den Wänden nach auf



Willisau: Oberes Cor.

Tragbahnen, um an den Prozessionen mitzureisen. — Leider spielt der Organist nicht nur den Heiligen, sondern auch den meisten Willisauern über den Kopf weg. Sie lieben einfache, er klassische Musik, und darum ist er unverstanden, trotz der täglichen Kriegsandachten, in denen man sich an ihn gewöhnen könnte. — In der vergessenen Waldstadt hinterm Kapf ein Lateinschulrektor und ein unverstandener Organist! Wer hätte das erwartet.

Zweihundert Häuser, aber große, scharen sich hier zusammen. Zweitausend Leute leben aneinander vorbei. Dem Talaustritt zu, nach dem Bahnhof, wächst eine Vorstadt, eben jenes dorffartige Gebilde mit der langweiligen reformierten Kirche, das man zuerst sieht. Im 18. Jahrhundert stand im Geographiebuch über Willisau*):

„Eine alte, angenehme, mittelmäßig große Stadt, an dem Fluß Wigger, in einem fruchtbaren Thal, sechs Stunden von Lucern entfernt. Fast rings umher ist sie mit Hügeln umzogen. Die Stadt hat aus ihrem Mittel einen Amt- und Alt-Schultheiß, samt sieben Rätthen und einem Stadtschreiber, welche die Regierung führen. Zu ihrer Bedienung ist ein Großweibel, ein Kleinweibel, samt einem Stadtbott geordnet. Die Bürgerchaft besteht aus mehr denn hundert Hausvätern.“

Und heute? Alt und angenehm ist Willisau noch immer, doch nicht mehr „mittelmäßig groß“ nach unsern Begriffen, obgleich jetzt weit mehr als 100 Hausväter regieren. Und mit der Schultheißenherrlichkeit und der privilegierten Stellung der Stadt ist's längst vorbei, und Gemeindepräsident und Stationsvorstand sind auch hier eingezogen.

*) Fäsi, Staats- und Erdbeschreibung, Zürich 1766.

Chorber-Chriegeli.

Von Jakob Bürki.

's het gäge de viere g'rückt. —

Wnt äne-n-uf em Turabärg ischt der Vollmond no-n-es Rüngli abghodet u het gäg em Siechbodewald ubere züntet, wo Chorber-Chriegeli im Tannliufwachs inne steit u mit em Blusenmerl der Schweiß us em Gesicht wüschet.

„Iß isch er schynt's ändlige fertig worde,“ seit dä Pflauschi mit der große Latärne-n-uf em Bärg äne, „fei lang ha-n-ihm müesse zünte zu sym Trävelwärd,“ chehrt sich um u geit i d's Frankrnch ahe.

Chriegeli tuet e teufe Schnuuf, wüschet no einischt, zieht es Brönzplukgerli us em Buese, stellt's stöglige-n-uf d's Muul u git däm Käscheli der Boge.

„Neäh! — — — Cheibisch es guet's Chirsiwasser het er de richtig, üse Bärewirt, das mueh me-n-ihm lah!

U wohlfel! Hehehee, wohlfel!“

Schier ischt er jiz ab sym Weggele-n-erschläpft, luegt verschüüchte-n-um sich, gob's doch emel niemer ghört heig, versorget sjs läär Revölverli u stofflet mit em Gertel unger em Arm dür d'Tannli uus gäg em Waldsaum wäre, zellt ungerwägs, was er umglalet un abgelaget het u brummelet druber ewäg:

„No gäng z'dick, mysecht no viel z'did! Het's nadischt doch afe nötig gha, öppis usez'haue, u chönnt ganz lauft no-n-es paar Fiederli meh schwänte. Bärewirt wird froh sy, we's afe-n-echly dünnet het, will ihm's däich de grad z'vollem i d'Ornig stelle. —

Bradi Bohnestäde, him Donnerlischie! Git es stufs Ferggetli, gwüß guet es Hundert. — Macht dryßg Fränkli, hehee, dryßg Fränkli!

We sie nume scho puht un us em Wald g'fergget wäre! Das macht m'r nadischt no fei echly Gedanke.“ —

Dermit ischt er im Waldegge vor, glüühlet dür d'Studene-n-uus u lost wie-n-e Has i der Fuhre.

Res Bei umewäg. — Nume wnt äne-n-uf der große Straß fahrt u chlepft der Mühlharer.

Iß e Gump, un es Träbli ahe-n-i d'Tüele, u derna mit wozogem Nede fascht hüüchlige d'Matte-n-uus gäg em Eichli wäre, wo geschter d'Gibe gstorbe-n-isch, wie-n-e Schyn hinger em Hag nah, zwöi Gümpli uber d's Strähli zum Hüttli zueche un yche-n-i d's Budiggeli, rüggliche-n-uf d'Schnäpelspähn, un ab allem Abplöttsche scho-n-es Gschnarchel, wie we die ganz Nacht düre wäre-n-eichig Chörz gisaget worde.

Dert het-ne-n Annelisi gfunge, wo-n-es sich bi'r Tagheiteri du ändlige-n-afe het trauet ga nachez'lueze, gob er sich ächt öppe-n-ufg'litscht un ihm d's Hüttli unghüürig g'macht heig. Un es ischt gottetfroh gsy, daß es-ne no läbige-n-ume-n-atroffe het.

Das Ungfehl mit der Gibe het-ne schynt's doch ordeli stark g'müeit un isch ihm teufer yche gange, als es het g'meint gha. U wo-n-er am Abe vorhär, chuun daß er ischt vom Mexger zrug gsy, so eizwöi u ohni es Wörteli z'widernuule abtchlet ischt, mit em Gertel un em Hälsfig unger em Arm gäg em Wald hingere, wil's no einischt e tolli Brieschete het uber ihn achegschüttet un ihm wüschet gseit wie am-ne totne Kof, so isch's ihm du doch nit guet ertraumt u het die ganz Nacht düre, wo-n-er gäng u gäng nüt ischt heicho, kes Aug voll chönne schlafe. Weiß der Herr wie mängisch isch es ufgeschosse-n-uf em Strausad u het g'lost, we d'Chax vorusse g'mauet oder e Ratt g'weißet het im Tafel, u wenn es de ume het d's Dachbett uber e Chopf uuf zoge un angähnds wär am Etnaute gsy, so ischt i däm dürgähnde Hüttli i diesem oder äim Egge ume uf ene Weg e Göiß oder e Bäägg abg'lah worde, oder es het g'hrachet i der Dieli, u de ischt das arm Wyber-völchli, muetterseeleneinzig i däm Hudelhüttli, fräsch ume in e-n-erschrodelligi Angscht yheg'rate, u het Chriegelin ume gseh hange am-ne Grogli im Wald obe, Gott bhüet is darvor, oder uf em Bühneli obe am-ne Raffli, u het ume müesse-n-i d's Chüssi yche weiele, wenn er ihm nume-n-ums Tuufiggottswille das nit anemachi, daß er sich unger em Husdach häichi, er müecht ja doch nachär umecho, u de wär's unghüürig im Hüttli, un äs hätt syr Läbtig nit Rue vor ihm.

Drum ischt ihm fei e Bärg ab em Hätz trohlet, wo-n-es-ne da uf de Spähn het gseh liege-n-u ghöre schnarchle. Ufgschnuppet het's: „E Gottlobedank! Lieber d'Geiß kaput, weder e Ghäichte im Huus.“

Es het-ne la liege-n-u schnöderle un ischt ga-n-es stufs Bizli Fleisch useläfe, für uberz'tue. —